

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 12

Artikel: Zur Verhandlung über den religiösen Antimilitarismus : Vorbemerkung der Redaktion ; I., Antimilitarismus und Evangelium ; II., Antimilitarismus und Evangelium: ein Wort eines Füsiliers an Herrn Prof. Paul Wernle ; III., Nationalstaat und Christentum : ...

Autor: Spahn, Hans / Weidenmann, Jakob / Studer, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Verhandlung über den religiösen Antimilitarismus.

Vorbemerkung der Redaktion.

Herr Professor Wernle hat unter dem Titel: „Antimilitarismus und Evangelium“¹⁾ eine Streitschrift gegen die „Antimilitaristen“ herausgegeben. Sie bedeutet natürlich eine gewisse Sensation, wird von verschiedenen Seiten mit Triumphgeschrei begrüßt werden und für Viele eine willkommene Beruhigung des Gewissens sein. Das kann Einem leid tun; im Uebrigen hat uns die Schrift sehr kalt gelassen. Es ist eine oft erstaunlich oberflächliche Behandlung des Problems. Der große Militärschriftsteller Wernle sollte sich vor allem einmal den taktischen Grundsatz zu eigen machen, daß man sich davor hüten muß, den Gegner zu gering einzuschätzen. Wie viel tiefere und ernsthaftere Bestreitungen des „religiösen Antimilitarismus“ haben wir anderwärts gelesen. Es stünde geradezu traurig mit uns, wenn wir das, was Wernle an Ernsthaftem gegen uns einzuwenden hat, nicht schon lange überlegt und verarbeitet hätten. Die Schrift Wernles veranlaßt uns also nicht im geringsten, von unserem Wege abzugehen. Wir werden das Problem weiter behandeln, so wie es sich uns darstellt, und dabei von selbst Einiges erledigen, was durch die Wernlesche Schrift aufgerührt worden ist. Dabei aber wird uns immer gegenwärtig sein, daß es sich in dieser Sache nicht um ein theologisches Problem handelt, das durch theologische Gladiatorenkämpfe gefördert oder gelöst werden könnte, sondern um einen Glauben, für den wir Berufenen gerne Rechenschaft ablegen, der aber auf die Tat hinweist und nicht auf Entfesselung von rabies theologorum.

Wir werden also nicht eine besondere redaktionelle Entgegnung auf die Wernlesche Schrift bringen. Aber wir geben selbstverständlich in den Neuen Wegen denen das Wort, die es in dieser Sache verlangen. In diesem Sinne veröffentlichen wir für diesmal drei derartige Äußerungen. Dazu bemerken wir, daß die dritte von einem „Laien“ stammt und daß der „Student“, der in der zweiten redet, in jeder Hinsicht nicht mehr in den „ersten Semestern“ steht und dazu gerade als Wehrmann redet. — Daß die Redaktion nicht alle einzelnen Ansichten des Einsenders teilt, versteht sich von selbst.

I.

Antimilitarismus und Evangelium.

Ueber dieses Thema hat Prof. Wernle in Basel eine Schrift verfaßt, mit dem Zweck, „Recht und Pflicht des Militärdienstes vor unserer schweizerischen Jugend öffentlich zu ver-

¹⁾ Bei Helbing & Lichtenhahn in Basel erschienen.

teidigen". Wir alle, Freund und Gegner, müssen ihm für diese Schrift danken. Schon längst hätte ich als Suchender und Freund des Antimilitarismus gerne eine gewichtige Stimme von der andern Seite vernommen. Die Gründe für den religiösen Antimilitarismus waren unter uns glänzend dargetan worden. An einer Entgegnung von berufener Seite hatte es jedoch bis jetzt gefehlt. Daher kam mir und sicher auch vielen andern das Buch von Prof. Wernle wie gerufen.

Freilich hat es mich nicht zu überzeugen vermocht. Im Gegenteil. Ich bin durch dasselbe in meinen früheren Ansichten nur bestärkt worden. Wenn das die besten Gründe sind, die man gegen den religiösen Antimilitarismus ins Feld führen kann, dann haben die religiösen Antimilitaristen eine gute Position. Ich hatte ganz andere Schläge erwartet.

Die Gründe für den religiösen Antimilitarismus hat Prof. Wernle auf Seite 30—33 kurz und treffend dargetan. Man darf ihm nicht den Vorwurf machen, daß er den Gegner dadurch zu überwinden suche, daß er dessen Position von vornherein schief darstelle. Auf diese Weise ist es ja immer leicht, mit einem Gegner fertig zu werden. Ich war daher auf die Gegengründe doppelt gespannt.

Bevor ich diese im einzelnen durchgehe, muß ich die Behauptung Wernles, daß wir religiösen Antimilitaristen über das Wort vom Zinsgroschen „glatt hinwegspringen“, als eine bloße Erfindung seinerseits zurückweisen. Ich könnte auf manche Privatgespräche hinweisen, in denen dies Wort gebührend berücksichtigt wurde. Ich verweise aber vor allem auf den Aufsatz von Prof. Ragaz in den Neuen Wegen vom September 1911 über „Christentum und Vaterland“, der überhaupt für unser ganzes Problem m. E. grundlegend ist. Wir müssen freilich dem Wort vom Zinsgroschen einen andern Sinn geben. Mit dem: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“, will Jesus sicher nicht sagen, daß wir dem Vaterland alles geben müssen, was es „von Rechts wegen“, d. h. was es zu seiner Erhaltung und seinem Schutze von uns fordern kann. Die Leistung an den Staat, die Jesus hier zunächst zuläßt, ist bloß das Steuerzahlen. Mag sein, daß er noch mehr im Auge hat. Daß er aber „weit darüber hinausgeht“ und vollends die Bestimmung aufrichten will: ihr sollt dem Staate alles geben, „was er von Rechts wegen fordern darf“, worin nach Wernle offenbar alles das enthalten ist, was zu seiner Erhaltung dient, also auch der Waffendienst, ist entschieden eine wunderliche Uebertreibung. Im Worte vom Zinsgroschen liegt gewiß eine Anerkennung des Staates. Aber sofort wird eine Grenze aufgerichtet, die er nicht überschreiten darf, jenseits welcher Gott allein zu fordern hat. Der Staat hat seine Berechtigung, soweit er dem Höheren, dem Gottesreiche, dient, wo er aber in Gegensatz zu ihm tritt, soll der Jünger Jesu Gott gehorchen. Das ist aber der

Fall, wenn der Staat im Kriege Hauen, Stechen, Morden oder auch sonst irgend eine Gewalttat von uns fordert, denn das Wesen des Gottesreiches schließt alle Gewalttat im Sinne der Vergewaltigung aus. Dieses Festsetzen einer Grenze im Worte vom Zinsgroßchen ist das Sicherste, das wir aus ihm entnehmen können. Darüber sollte man nicht „glatt hinwegspringen“. Wenn es keinen Unterschied und keine Grenze gäbe zwischen Staats- und Gottesdienst, so hätte Jesus gesagt: „was ihr dem Staat getan, habt ihr Gott getan“. Aber er sagt: Dem Staat das Geld und Gott das, was höher ist als Geld und Gut. Mit einer gewissen Leidenschaft betont er hier die Ueberlegenheit Gottes und seines Reiches über alle staatlichen Ordnungen.

Doch gehen wir nun auf die eigentlichen Gegenstände ein! Wernle sucht die Position der religiösen Antimilitaristen dadurch unhaltbar zu machen, daß er alle die Worte Jesu von der Bruder- und Feindesliebe, vom Dulden und Tragen der Beleidigungen, vom Dienen und Leiden und vom Verzicht auf den Gebrauch der Gewalt als Forderungen betrachtet, die an den einzelnen gerichtet seien, aber nicht an den Staat (Seite 55). Die ganze Bergpredigt enthalte persönliche Forderungen an die, welche seine Jünger werden wollen. Aber nirgends wolle Jesus ein neues Staatsrecht aufstellen. Bei völligem Bestehenlassen des alten jüdischen Rechtes hätte Jesus eine neue Welt von innen her, eine wunderbare Welt der Liebe, die in der innersten Gesinnung aufbrechen soll, eröffnet (Seite 57). Diese Behauptungen Wernles beruhen auf der richtigen Beobachtung, daß sich Jesus mit seinen Forderungen nirgends direkt an oder gegen den Staat richtet. Aber durch das Eröffnen einer neuen Welt in der innersten Gesinnung hat er die staatliche Ordnung indirekt, d. h. von innenher angegriffen und unterwühlt. Der Gegensatz von Forderungen an den Einzelnen und Forderungen an die Gesamtheit z. B. den Staat, läßt sich in der Theorie, aber nicht in der Praxis festhalten. Denn faktisch besteht der Staat aus lauter Einzelnen. Diese sollen also, wenn sie Jesu Jünger werden wollen, nach Wernle jene Jesusworte von der Bruder- und Feindesliebe erfüllen; sie sollen nicht töten, nicht einmal dem Bruder zürnen, sie sollen Gewalt nicht mit Gewalt, Schlag nicht mit Schlag vergelten, sie sollen auch den Feind lieben und großmütig sein wie ihr himmlischer Vater, der seine Sonne und seinen Regen allen ohne Ausnahme spendet. Muß aber nicht der, welcher das immer und unbedingt tun will, in Praxis mit dem Staate in Konflikt geraten, wenn dieser im Kriege Hauen, Schießen, Brennen, Morden von ihm verlangt? Oder ist im Kriege das Töten kein Töten und der Haß kein Haß mehr? Im ganzen Evangelium findet sich auch nicht eine leise Spur davon, daß Jesus für obige Forderungen der Bergpredigt Ausnahmen zugelassen hätte. Man

erhält vielmehr den festen Eindruck, daß er für diese Forderungen ausnahmslose und unbedingte Geltung beansprucht. Evangelium und Staat lassen sich nicht auf die Art trennen, wie Wernle es tut. Wenn das Evangelium für den Einzelnen gilt, so muß auch der Staat sich ihm fügen, der ja aus diesen Einzelnen besteht. Der Staat ist nicht etwas von seinen Bürgern Unabhängiges; es giebt keine Staaten ohne Bürger, und weil diese vom Staate nicht getrennt werden können, läßt sich auch Wernles Unterscheidung von Forderungen an den Einzelnen und an den Staat nicht durchführen. Nach Jesu Willen soll das Evangelium einem Sauerteige gleichen, der alles durchdringen soll, nicht bloß das private, sondern auch das öffentliche Leben und da nicht bloß das wirtschaftliche, sondern ebenfogut auch das politische. Wernle selber hat über die Sauerteigkraft des Evangeliums ein herrliches Wort geschrieben: „Ich wüßte nicht, was das Christentum überhaupt noch wert ist, wenn ihm die revolutionäre Richtung genommen wird. Es ist niemals seine Bestimmung gewesen, der Sauerteig der weltlichen Kultur zu sein, sondern in diese Kultur Unruhe, Protest und Krieg hineinzutragen und auf das Gottesreich hinzuarbeiten.“ (Einleitung ins theologische Studium, Seite 433). Gehört die Politik nicht auch zur weltlichen Kultur? Etwas Himmlisches ist sie doch auf keinen Fall. Ich weiß nicht, aus welchen prinzipiellen Gründen wir Christen vor der Politik den Hut abziehen und Halt machen sollten. Die praktischen Schwierigkeiten mögen ungeheure sein; doch ist dies kein Grund, die Waffen zu strecken und vor ihr zu kapitulieren. Man darf nur den Glauben an die Möglichkeit einer christlichen Politik nicht aufgeben, sonst ist nichts zu erreichen. Vom Glauben aber, auch wenn er nur so groß ist, wie ein Senfkorn, hat Jesus gesagt, daß er Berge von Schwierigkeiten versetzen könne. Auf alle Fälle darf es kein Lebensgebiet geben, das man bewußt und prinzipiell dem Einfluß Jesu entzieht. Das müssen wir uns im Hinblick auf das ungeheuer wichtige Gebiet der Politik heute fester denn je einprägen.

Das Auseinanderreißen von Politik und Evangelium ist der schwache Punkt in Wernles Position. Das Evangelium nur für den Einzelnen, nicht für den Staat! In der Praxis führt dieser Standpunkt in unerträgliche Spannungen und Widersprüche zwischen den Pflichten gegen Gott und gegen den Staat hinein. Auch Wernle wird in seiner Schrift dieser Widersprüche nicht Meister; sie durchziehen den ganzen zweiten Teil derselben. Auf Seite 40 wird gesagt: „es giebt ein Gottesreich, das mit Jesus kam und seitdem immer neu ausbricht und seine Kraft bekundet, aber das bricht auf in den einzelnen Menschenherzen von innen her und steht in fortwährendem Kampf und Streit mit dem Bösen in den Menschenherzen und in der Welt.“ Auf der gleichen Seite wird es als „zweifellos richtig“ bezeichnet, daß „Recht, Staat, Militär, Krieg

einer andern Ordnung als dem Reiche Gottes, in dem doch der Jünger Jesu sich einzuleben trachtet“, angehören. Da ist zuerst zugestanden, daß das Gottesreich in der Form der Liebesgesinnung zu Bruder und Feind gegenwärtig in einzelnen Menschenherzen wirklich da ist oder da sein kann; sodann wird weiter zugestanden, daß Krieg und Militär¹⁾ einer „andern Ordnung“ angehören als dem Reiche Gottes. Daraus folgt aber doch der Schluß, daß Menschen, in deren Innerem das Gottesreich angebrochen ist, gegen Militär und Krieg auftreten müssen, weil diese der Welt in ihrem Innern „zweifellos“ widersprechen, es sei denn, daß sie „zwei Herren“ dienen wollen und können. Jesus selber brachte es bekanntlich nicht fertig, zwei entgegengesetzten Ordnungen zu dienen, weil er eine ganze wahrhaftige Seele in sich trug. Dasselbe setzt er von jedermann voraus, der ihm dienen will. „Niemand kann zwei Herren dienen.“ Zu seinen Jüngern sagt er: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Sollte dies bei Christen von heute anders sein, wenn sie von Jesu Geist erfüllt sind? Auch das bewirkt die echte Gottesreichsgesinnung in unsern Herzen, daß wir allem Kompromissmachen prinzipiell ganz und praktisch soviel als möglich entgegenstehen. Das scheint mir Wernle ganz übersehen zu haben, sonst könnte er einem Christen nicht prinzipiell zumuten, zwei verschiedenen Ordnungen zugleich zu dienen. Mit welcher Energie hat Jesus alle Halbheit und alles Paktieren verworfen! Man denke nur an die Gleichnisse vom alten Kleid, den alten Schläuchen und alten Wein. Neues oder altes, aber nicht beides zusammen! In diesem unerbittlichen Entweder-Oder liegt die Größe seines Lebens und das Geheimnis seines Erfolges. Sollte dies heute anders sein? Wir wissen es auch, daß wir heute nicht im „Gottesreich in Kraft“ (Mc. 9,1) leben. Daher sind wir in der Praxis täglich gezwungen, Kompromisse zu machen. Wir tun es mit schwerem Herzen. Aber in den obersten Grundsätzen für unser Handeln dulden wir keine Kompromisse. Unsere Prinzipien und Ideale müssen wir lauter und rein herausarbeiten. Das gilt besonders vom christlichen Ideal. Wir wollen eine ganz klare Antwort auf die Frage: Sind Evangelium und Krieg im Prinzip vereinbar oder nicht? Wir können nicht ruhen, bis wir hierauf ein klares „Ja“ oder ein ebenso klares und entschiedenes „Nein“ gewonnen haben. Was wir verwerfen müssen, ist die Halb-

¹⁾ Wir nehmen Recht und Staat hier aus (obgleich diese, besonders in ihrer heutigen Form, auch der „andern Ordnung“ angehören), weil sie dies nicht so schroff, ja absolut tun, wie Militär und Krieg, sondern große Kräfte des Guten enthalten. Ohne Recht und Staat könnten wir heute noch nicht sein, wohl aber bei gutem Willen Staaten ohne Militär und Krieg. Die vorläufig unvermeidlichen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten brauchen nicht gerade notwendig durch Pulver und Eisen entschieden zu werden!

heit, die sagt: Evangelium und Krieg gehören zwei „verschiedenen Ordnungen“ an, sind also Gegensätze und trotzdem wieder behauptet, daß Krieg und Evangelium vereinbar seien. Das ist eine Unklarheit und ein Kompromiß im Prinzip. Wer aber im Prinzip unklar ist, wie könnte der in der Praxis zu einer entschiedenen Haltung kommen? Nur der Mensch, dessen Ideal etwas Ganzes und Einheitliches ist, wird in der Praxis wissen, was er will und tun können, was er soll, während die andern in ihrer Unsicherheit taumeln und schwanken. Da liegt auch die hauptsächlichste Ursache, daß eifrige Christen und höchst achtbare Bürger heute in christlichem Eifer ausrufen: „Nieder mit dem Kriege!“ und morgen in Begeisterung fürs Vaterland unter den ersten sind, neue Kredite fürs Militär zu bewilligen. Nichts ist uns notwendiger als klare Prinzipien. Das fehlt bei Wernle. Das einmal sagt er: Militär und Krieg gehören einer andern Ordnung an als der des Gottesreiches im Evangelium; das andere mal heißt es wieder: Krieg und Evangelium schließen einander nicht aus, gerade in der harten Wirklichkeit des Krieges kann man die schönsten Proben christlicher Gesinnung ablegen. Was ist bei dieser prinzipiell unklaren Stellung für die Praxis anderes möglich, als daß man nicht recht weiß, was man tun soll.

Der Widerspruch, in dem sich Wernle befindet, tritt noch an andern Stellen deutlich hervor. Seite 58 lesen wir: Der Christ „soll an jedem Orte, wo er steht, darnach trachten, den innern Frieden seiner Seele und die Bruderliebe zu behalten und bewahren.“ Wernle meint, daß dies auch im Grauen und Morden der Schlacht möglich sei. Aber was sagt Wernle, wenn ihm ein Soldat erklärt, er könne im Toben der Schlacht den Frieden seiner Seele nicht behalten? Es gibt tatsächlich solche, die es nicht über sich bringen, auf einen Menschen das Gewehr anzulegen und abzudrücken. (Siehe z. B. Neue Wege 1915, Heft 11, Seite 539 ff.) Die Welt in ihrem Herzen empört sich gegen ein solches Tun. Wenn Wernle seinem zitierten Worte gemäß antworten wollte, so müßte er sagen: Dann bleibt dir nichts anderes übrig, als den Militärdienst zu quittieren. Auf Seite 68 lesen wir: „In einer Welt miteinander konkurrierender und in Freundschaft und Feindschaft auseinandergerissener Staaten bleibt uns gar keine andere Wahl, als die von Jesus ausströmende Bruderliebe und Friedlichkeit hineinzutragen in die harten Wirklichkeiten der Gegenwart, in die militärische Vorbereitung und beständige Kriegsbereitschaft.“ In welchem inneren Widerstreit sich Wernle damit begibt, fühlt er selber, denn er sagt dazu: „Das sind freilich seltsame Gegensätze, die hier zusammenstoßen, Bruderliebe und Vorbereitung für das Töten und Vernichten, Evangelium und Krieg.“ Das sind aber nicht nur „seltsame“, sondern prinzipielle Gegensätze. Was heißt denn das: Bruder- und Feindesliebe in die harte Gegenwart hineinbringen für einen

ganzen wahrhaftigen Christen anderes, als das Dreinschlagen, das Stechen, Schießen, Morden und Brennen unterlassen, weil es der wahren Liebe ins Gesicht schlägt. Gewisse Theologen mögen hier einen Kompromiß zustande bringen. Aber Jesus mit seiner ganzen, glühenden Seele würde uns auch da ganz im Gegensatz zu ihnen sicher sein unbarmherziges Entweder=Oder, Gott oder Satan, entgegenhalten. Es ist ja richtig, daß der Krieg herrliche, ja übermenschliche Beispiele von Bruder= und Feindesliebe gezeitigt hat. Aber wir brauchen deshalb keinen Krieg; es gibt auch im Frieden Gelegenheiten genug zum Erweis von echter und heldenmütiger Bruder= und Feindesliebe.

Wernles Fehler ist die falsche Trennung von Politik und Evangelium. Dieses soll nur für den einzelnen, nicht für den Staat da sein. Der Staat soll andern als christlichen Grundsätzen gehorchen. In seiner „Einleitung“ schreibt Wernle: „Diesen Unterschied des Sollens für die Staaten und für die christlichen Personen übersehen und den Völkern christliche Gesetze aufnötigen wollen, ist das Gegenteil sittlichen und christlichen Denkens.“ Auch wir wollen den gewaltigen Wesensunterschied zwischen Evangelium und Staat in seiner ganzen Größe und Tiefe gelten lassen. Es sind eigentlich zwei ganz verschiedene Welten. Aber wir meinen, daß das nicht so bleiben darf, und wir glauben auch an die Möglichkeit einer allmählichen Durchdringung der Politik durch christliche Grundsätze. Es soll geschehen, daher kann es auch geschehen. In diesem Sinne sagen wir: Evangelium und Politik gehören zusammen. Trotz hergehohen Schwierigkeiten soll sich das staatliche Leben mehr und mehr den christlichen Grundsätzen fügen. Heute müssen wir vorläufig in einem Punkte eine Aenderung verlangen, weil in ihm der Gegensatz zum Evangelium geradezu unerträglich geworden ist und weil in ihm bei energischem Willen auch eine Aenderung geschaffen werden kann. Daß wir einerseits das Unsittliche im Staat scharf ablehnen und andererseits das größte Unrecht im Staatsleben stehen lassen, ihm sogar dienen sollen, ist eine Ungereimtheit und Halbheit und beruht auf Unklarheit in der Vorstellung der obersten Prinzipien für unser Handeln. Daß Jesus mit der Kraft und Geschlossenheit seines sittlichen Denkens und Wollens eine solche Halbheit dulden könnte, ist mir einfach undenkbar.

Aber nun kommt noch ein wichtiger Einwand gegen den Antimilitarismus: seine praktischen Konsequenzen. Vor diesen müssen wir doch zurückschrecken, denn der Antimilitarismus bildet eine Gefahr für's Vaterland und seine Freiheit, so meinen viele. Wenn wir auch vom Standpunkt des Evangeliums aus zum Antimilitarismus kommen würden, so sollten wir doch im Interesse des Vaterlandes wieder zum Militarismus zurückkehren. So etwas fordert natürlich Wernle nicht. Aber ich habe bei der

Lektüre seiner Schrift mich öfters des Eindruckes nicht erwehren können, daß Wernle, sicher ohne es selber zu merken, diesen Weg faktisch geht. Vom Evangelium aus wird auch er immer wieder in den Gegensatz gegen den Krieg und jegliche Gewalttat hineingetrieben. Dann aber erwacht in ihm wieder der Patriotismus und steigert sich bisweilen bis zu heftiger Leidenschaft, und von dieser Seite her bezieht er immer wieder seine besten Gründe gegen den Antimilitarismus und bringt alle Bedenken, die ihm aus dem Evangelium entgegenfließen, zum Schweigen.

Brauchen wir uns denn wirklich vor den praktischen Konsequenzen des Antimilitarismus zu fürchten? Ich glaube nein. Im Gegenteil. Wir könnten nur Gott danken, wenn der Antimilitarismus in der Welt die Oberhand gewänne. Alle Länder hätten großen Gewinn davon. Eine ganze Welt des Elendes und der Schmerzen bliebe ihnen erspart.

Vorläufig ist freilich nicht anzunehmen, daß der Antimilitarismus so rasch die Oberhand gewinne. Es sind vorläufig nur einige wenige, die sich für ihn erklären und die praktischen Konsequenzen ziehen. Die Fälle von Dienstverweigerung sind noch seltene Ausnahmen. Diese bereiten uns jetzt Verlegenheiten wegen der Gefahr für das Vaterland, das ja ganz unbestreitbar ein hohes sittliches Gut ist. Mit Recht hat Wernle nachdrücklich betont, was das Vaterland für uns bedeutet. Wir sind mit ihm einverstanden, wenn er schreibt: „Wir glauben, daß im Recht, im Staat und in der bürgerlichen und nationalen Gemeinschaft ein von Gott gesetzter und geordneter Wille zum Guten sich auswirkt, um einen Grund zu legen, auf dem erst alles höhere, innerliche und wahrhaft göttliche Leben sich aufbauen kann.“ (Seite 41—42.) Aber es ist nicht richtig, daß unter uns so wenig Verständnis dafür vorhanden ist. Schon der internationale Kongreß für soziale Christen in Besançon (1910) erklärte jedes Vaterland für „einen Gedanken Gottes“. Auch Ragaz in seiner schon erwähnten Arbeit über Christentum und Vaterland hat den Wert des Vaterlandes zu würdigen verstanden. Es gibt auch tatsächlich eine Vaterlandsliebe, die mit dem Evangelium nicht in Widerspruch steht. Es ist die sich aufopfernde Hingabe für Volk und Leute. Freilich soll sie von allem Hochmut und Stolz auf das eigene Land frei sein. Stolz und Hochmut sind nicht Liebe, werden aber leider oft dafür gehalten.

Aber folgt nun hieraus nicht die Pflicht des Militär- und Kriegsdienstes zum Schutze des Vaterlandes? Wernle antwortet darauf mit einem unbedingten: Ja. „Aber wer sein Vaterland wirklich liebt, der muß es auch behalten und schützen wollen und muß das tun, gut und recht tun, was zu seiner Erhaltung und zu seinem Schutze notwendig ist. Wir glauben an keine Vaterlandsliebe, die dem Vaterland im gleichen Atemzug die Mittel verweigern will, die es braucht, um überhaupt zu bestehen. Wir

halten das Wort Vaterlandsliebe im Munde der Antimilitaristen für Kindergeschwätz und Selbstbetrug. Eine schöne Liebe, die nichts opfern will für das, was sie liebt, die die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes für keinen Schuß Pulver wert erachtet.“ In diesen Worten liegt eine maßlose Schmähung, die als böswillig zu bezeichnen wäre, wenn wir sie nicht auf das Konto der Leidenschaftlichkeit und des patriotischen Uebereifers zu buchen hätten. Immerhin liegen ihnen ja Bedenken zu Grunde, die wir nicht ernst genug nehmen können. Für mich persönlich entspringen hier die stärksten Gründe gegen den Antimilitarismus. Sollen wir wirklich das Vaterland wehrlos machen, dem wir unsere besten Güter wie Sicherheit des Lebens und Eigentums, dem wir unsere Bildung durch Volks- und Hochschulen, dem wir so viele Fortschritte in Handel und Verkehr zu verdanken haben? Sind wir nicht undankbar, wenn wir es nicht mehr schützen wollen? Wer soll denn sonst die Arbeiterschutzgesetzgebung, wer die vielen andern notwendigen Bestrebungen für die Volkswohlfahrt an die Hand nehmen. Ich begreife Wernle, wenn er sagt: „Ist aber unser freies und unabhängiges Vaterland ein hohes Gut, das uns Gott geschenkt hat durch die kraftvollen Taten der Väter, durch ihre Treue zu ihm und ihre Hingebung für es, dann haben wir in Gottes Namen auch die Pflicht, zu unserm Vaterlande zu stehen in jeder Not und die Dienstleistungen zu übernehmen, die das Vaterland zu seiner Erhaltung und Verteidigung von uns verlangen kann und muß.“ Aber wir müssen trotzdem am Antimilitarismus festhalten. Einmal aus Treue zu unserm christlichen Prinzip. Dann aber auch um des Vaterlandes selber willen. Dies letztere ist noch zu erläutern.

Es sind zwei Fälle möglich. Der Antimilitarismus bleibt entweder etwas bloß schweizerisches, oder er wird international. Im ersten Falle würde er unter Umständen mit der Zeit unsere Armee bedeutend schwächen, während die Armeen der andern Völker ihre ursprüngliche Stärke behielten. Die Folge wäre, daß vielleicht unser Heer einer feindlichen Invasion nicht mehr standhalten könnte. Dann würde ein Toben, Blutvergießen und Zerstören in unserm Lande anheben, wie es eben jeder Krieg mit sich bringt. Wir müssen diese Möglichkeit zugeben. Aber sind wir vor diesem Schicksale unbedingt sicher, wenn unsere Armee nicht durch Antimilitarismus geschwächt wird? Ist in allen Fällen die größtmögliche Entfaltung des Militarismus die Rettung für ein Vaterland, besonders für ein kleines? Wäre Belgien, das verhältnismäßig gut gerüstet war, bei noch stärkerer Rüstung besser weggekommen? Oder Serbien? Hat es nicht trotz seines oder vielleicht besser gerade infolge seines Militarismus jetzt das schwerste Schicksal zu tragen und sieht seine Selbständigkeit in Frage gestellt? Was könnten wir Schweizer machen, wenn irgend eine der Großmächte mit aller Ge-

walt durchs Land hindurchziehen wollte! Würden wir wohl mit unsern 300,000 Mann einem Millionenheer auf die Dauer trotzen können? In einem solchen Falle könnten wir nur unter ungeheuren Blutopfern unsere Unabhängigkeit bewahren. Unser Volk müßte vielleicht dieses Gut so teuer bezahlen, daß es darob zu Grunde ginge, wie es jetzt mit dem serbischen der Fall zu werden scheint. Was nützt uns aber die Freiheit, wenn kein lebenskräftiges Volk mehr da ist, das sie genießen kann? Das Vaterland ist doch um des Volkes willen da, und nicht das Volk um des Vaterlandes willen. Wäre das serbische Heer schwächer gewesen, so wäre es auch rascher besiegt worden, was sicher für das weitere Gedeihen des serbischen Volkes von gewaltigem Vorteil gewesen wäre. Das gleiche könnte auch für uns einmal eintreten. Was ich da sage, ist nicht die Sprache des Utilitarismus, sondern die der Vernunft. Denn es ist unvernünftig, für die Freiheit und Unabhängigkeit so viel Volksblut zu versprechen, daß das Volk nicht mehr lebensfähig ist. Die Freiheit hat nur dann einen Sinn, wenn noch ein Volk da ist, das sich ihrer freuen kann. Demgemäß kann echte Vaterlandsliebe nicht eine bloße begeisterte Schwärmerei und ein sich Abschlagenlassenwollen für Freiheit und Unabhängigkeit des Landes sein, sie wird vielmehr unter allen Umständen das im Auge behalten und zu verwirklichen suchen, was zum geistigen und leiblichen Wohl des Volkes dient. Die Freiheit darf nie selber Zweck, sondern immer nur ein Mittel zu diesem Zweck sein. Gewiß hat uns in diesem Weltbrand unser Heer einen großen Dienst erwiesen. Aber was uns jetzt zu retten mithalf, könnte in einem andern Falle zu unserm Verderben mitwirken, das um so größer werden würde, je größer unser Widerstand und unsere Armee wäre.

Aber wir sind bei obigen Ausführungen von einer Annahme ausgegangen, die mehr als unwahrscheinlich ist: daß der Antimilitarismus eine bloß schweizerische Pflanze bleibt. Sicher wird er auch auf andere Länder übergreifen und dort in dem gleichen Maße Fortschritte machen wie bei uns. Dann werden aber auch die Heere anderer Länder entsprechend geschwächt. In einem künftigen Kriege wäre das Verhältnis der Kräfte das gleiche wie jetzt. Kleiner wäre nur die Zahl der sich aufeinanderstürzenden Menschen und infolge davon auch das Blutvergießen, was im Interesse jedes Vaterlandes gelegen wäre. Gewinne der Antimilitarismus sogar die Oberhand, wer hätte dann den größern Segen, als gerade die kleinen Länder, die unter der Herrschaft des Militarismus jederzeit eine Bergewaltigung fürchten müssen? Dieser Antimilitarismus, der uns jetzt im Kleinen so anstößig ist, ist im Großen unsere nationale Rettung. Von diesem Gesichtspunkt aus wird es ganz klar, wie ungerecht Bernles Vorwurf ist, daß wir mit der Vaterlandsliebe nur Ge-

schwäg und Selbstbetrug treiben. Aber dieser Antimilitarismus im Großen kann nur kommen, indem er im Kleinen anfängt. Alles Große fängt klein an. Zwölf Männer standen am Anfang des Christentums. Nur wenige traten zuerst für den Sozialismus auf. Aber es waren ganze und starke Seelen voll kühnen Glaubens und großer Kraft, Männer und Frauen, die klare Grundsätze hatten und nicht gewillt waren, zwei entgegengesetzten Ordnungen zu dienen. Es braucht heute in allen Ländern Männer, die mit dem Willen, alles zu opfern, zum Antimilitarismus stehen. Nur dann wird der von so vielen ersehnte Fortschritt kommen. Es ist unter heutigen Umständen ein noch größeres Heldentum, für seine antimilitaristische Ueberzeugung Amt und Ehre zu opfern, als in der „donnernden Schlacht“ auf dem „Felde der Ehre“ zu fallen. Der Antimilitarismus ist in praxis kein feiges „Sichdrücken“, sondern ein Kreuztragen zum Segen der Völker und Vaterländer. Es ist ein stilles Leiden, fern von Glanz und Romantik des kriegerischen Heldentums. Grad darum ist es doppelt schwer und doppelt wertvoll.

Fordern möchten wir diese praktische Konsequenz der Dienstverweigerung von niemandem. Sie muß etwas durchaus Freiwilliges sein, entsprungen allein aus der inneren Nötigung durchs Gewissen. Wir verdammen aber auch den nicht, der sie nicht zieht, weil sein Gewissen ihn nicht nötigt. Aber fragen dürfen wir ihn gleichwohl, ob er damit einen Weg geht, den ein Jünger Jesu gehen darf. Fordern aber müssen wir von jedermann, zumal dem Gebildeten, ein konsequentes Denken, ein Denken, das sich nicht bei Gegensätzen beruhigen kann, auch nicht bei „seltsamen“, sondern nach Einheit und Klarheit in den Grundsätzen dringt. In der Frage nach dem Verhältnis zwischen Evangelium und Antimilitarismus erlangen wir, wie oben dargetan wurde, die Einheit des Prinzips nur durch Ablehnung des Kriegsdienstes. Es wäre schon viel erreicht, wenn wir nur einmal zu der Erkenntnis der prinzipiellen Unvereinbarkeit von Evangelium und Krieg allgemein uns durchgerungen hätten.

Hans Spahn.

II.

Antimilitarismus und Evangelium.

Ein Wort eines Füsiliers an Herrn Prof. D. Paul Bernle.

Herr Professor!

Wir Studenten haben das Recht, von unsern Führern Klarheit zu verlangen, Aufrichtigkeit, freundliche Gesinnung, liebevollen Hinweis auf den rechten Weg. Und wenn ich heute Sie, Herr Professor, darauf aufmerksam mache, daß Sie uns dies alles schuldig geblieben sind in Ihrer Beantwortung der Fragen, die

uns alle im Tiefsten unserer Seele bewegen, so möchte ich nicht als anmaßender Besserwisser vor Ihnen stehen, sondern als suchender Schüler.

Ich möchte auch nicht Rache nehmen für die Schmähungen, mit denen Sie heute meine Gefinnungsgeossen und mich überhäufen, sondern in offenen, schlichten Worten Ihnen zeigen, wie wenig gerecht und wie wenig fein Sie Ihre Schüler und Gegner behandeln, wie ganz anders die Wirkung Ihrer Worte sein muß, als Sie möchten, und Ihnen andeuten, wie wir eigentlich denken.

Ich kann Ihnen nicht mit Ihren Mitteln begegnen; denn ich bin noch ein Lernender und der theologischen Dialektik nicht gewohnt und der Ihrigen nicht gewachsen. Schließlich ist auch das Christentum nicht etwas, das mit Dialektik ausgespielt werden kann gegen eine andere Denkweise. Ich bin auch viel zu wenig bewandert in den wissenschaftlichen Fragen der christlichen Ethik, als daß ich mich hier aufs Schlachtfeld wagen könnte. So müssen Sie mir von vornherein verzeihen, wenn ich Ihrem kunstvollen logischen Gebäude nichts Aehnliches gegenüberstelle, sondern nur ein paar einfältige Laiengedanken, wie sie jeder theologisch ungeschulte Mensch auch haben kann, Ihnen vorlege. Lesen Sie meinen Brief auch, bitte, mit dem guten Willen, nicht in erster Linie einen Gegner zu hören, sondern einen einfachen Soldaten und Studenten der Theologie, der auf seine Weise, nach seinem Gewissen, nach seinem Verständnis des Evangeliums unserem gemeinsamen Herrn und Meister Jesus Christus in Treue dienen möchte.

Sie werfen uns vor, wir seien Drückeberger, spielten leichtfertig mit dem Staatsgedanken; es sei eine Schande, sich durch die Schwere der gestellten Forderungen abschrecken zu lassen; wir seien eigensinnige Träumer, die mit purer Eigenmächtigkeit sich Illusionen vorspiegeln, Schwärmer ins Großartige, Uferlose, seien Leute, die, „statt zur Not ihres Volkes zu stehen und ihm seine saure Pflicht tragen zu helfen, darauf ausgehen, sie ihm noch schwerer zu machen durch einen eingebildeten Gegensatz der im Militär und Krieg zu erprobenden Bruderliebe zum Evangelium“; unsere Ueberzeugungen sind „gedankenlose Oberflächlichkeit“, „Vaterlandsliebe im Mund der Antimilitaristen ist Kindergeschwätz und Selbstbetrug“; „wir können es nicht mehr ertragen, es anzuhören, daß der gerade am wärmsten und tiefsten sein Vaterland liebt, der nichts dafür wagen und opfern will“; unsere Haltung ist „richtiger Egoismus, windige Selbstsucht, schäbiger Egoismus, brutale Verleugnung des Gemeinschaftsinnens, religiöser Egoismus, falsches Streben nach Heiligkeit, Luxuspflanze; wir sind „verwirrte Köpfe“.

Es sind dies nicht alle Prädikate, die Sie uns religiösen Antimilitaristen beilegen. Sie haben uns damit kein christliches Vorbild gegeben, wie wir mit Glaubensbrüdern, die, nach unsrer Mei-

nung, auf falschen Bahnen gehen, verkehren sollen. Paulus, gewiß ein Feuergeist, hat den Gemeinden, denen er zürnte, in einem ganz andern Ton geschrieben, mit einem Herzen voll verstehender Liebe. Sie haben uns ja so viel zu sagen, Herr Professor; ich bitte Sie in aller Aufrichtigkeit, sagen sie es uns auch so, daß wir Ihre Liebe herausspüren können.

Ich weiß wohl, Sie haben uns beurteilt nach Preßäußerungen, die Ihren Zorn erregten. Aber damit kennen Sie die Seele des religiösen Antimilitaristen noch lange nicht.

Auch ich bin in jenen ersten Augusttagen des Jahres 1914 an die Grenze gezogen mit einem Herzen voll heißer Liebe zum Vaterland. Ja, daß mein Opfer fürs Vaterland noch etwas größer war, als das meiner Kameraden, weil ich von der Seite meiner lieben, mir eben angetrauten Frau weggerissen wurde, erfüllte mich mit besonderem Stolz. Die Liebe zum Vaterland ist etwas ganz Selbstverständliches; sie ist mit uns geboren, ist eine Wurzel in uns, die wir nicht so leicht hin ausreißen können.

Nach einigen Wochen härtesten Dienstes zog unsere Division in langen Kolonnen der Grenze zu. Endlich an die Grenze! Endlich richtige Wache halten, bereit, sein Leben fürs Vaterland einzusetzen! Das war keine Phrase. Während dieser langen Marsche hatten wir genug Zeit, wenn die müden Beine mechanisch ihr Werk taten, nachzuspinnen über Krieg, Vaterland, Gott, Jesus und uns. Ich habe eine liebe Mutter gehabt, die mich beten gelehrt hat, und je und je habe ich mich bestrebt, ein wenig Jesu nachzufolgen. Aber es war so schwer; es ging immer wider meine Natur. Und als ich auf dem Marsche einmal so für mich hin sann, da kam mir der Gedanke: wenn jetzt alle die tausende Soldaten der langen Kolonne vor und hinter mir mit derselben Begeisterung für unsern Herrn an die Grenze zögen, wenn sie alle statt des Gewehres das Evangelium in der Hand hätten; und wenn Du selbst, sagte ich zu mir, mit dieser gewaltigen Lust, mit der Du jetzt bereit bist, deine Heimat zu schützen, dein besseres Ich bewachen würdest — — — und weiter schweifte meine Fantasie bis zu den Kämpfen an den großen Fronten — — und wenn sie alle mit dem Evangelium auf den Feind losgingen, und der Feind erstaunt, überwältigt von der daherbrausenden Welle der Völkerliebe, dem Feind in die Arme fiel und aller künstlich aufgepeitschte Haß von der Liebe umschlungen und erstickt würde. — — — Das waren unsinnige Gedanken, und doch weckten sie in mir etwas, das sich geduckt hatte vor den Realitäten der Ereignisse: den Glauben an die Liebe, die die Welt überwindet.

Am dritten Tag unseres Marsches auf heißen, staubigen Straßen kamen wir durch katholische Gegenden. Die Kreuzfixe am Wegesrand redeten zu mir eine ganz besondere Sprache. Eindringlicher als je fragte es in mir: Was würde Jesus heute zu mir

sagen, wenn er mich mit der todbringenden Waffe auf der Schulter an die Grenze ziehen sähe. Würde er mich segnen: „Du tust gut daran, den Feind zu töten, der in Dein Vaterland eindringen will; denn Dein Vaterland ist besser, als alle andern; ich habe mit ihm Großes vor, und wenn Du für dasselbe dem Feind das Bajonett in den Leib stößest, so tust Du Deine volle Pflicht.“ Oder würde er mir fluchen: „Du liebst Dein irdisches Vaterland so sehr, daß Du um feinetwillen meine Gebote der Liebe nicht hältst; Du bist von mir abgefallen.“

Und als sich die quälenden Gedanken aufgetürmt hatten zu einer Last auf meiner Seele, da erhielt ich eine Antwort, die sich mir unauslöschlich einprägte: Wir marschierten auf die Höhe eines Surapasses los. Schon von weitem konnte man ein hohes Kreuz erkennen, das auf der Paßhöhe stand, und an dem lebensgroß der Christus hing. Ringsumher lagen Stacheldrahtrollen und Pionierwerkzeug. Näher kommend, sah ich, daß die Telegraphenpionierkompagnie das Kreuz als Mast für ihre Leitung benutzt hatte. Der Draht war um den obern Teil des Kreuzes geschlungen und halb über den Jesuskopf hinuntergerutscht. Gekreuzigt und dazu noch stranguliert! Das Antlitz des Gekreuzigten gab mir eine Antwort, die mich nie mehr verlassen hat.

Dann lagen wir an der Grenze, ohne viel Arbeit, aber mit viel Zeit zum Nachdenken. Wie manche Nacht stand ich auf Wache und dachte nach über Gott und Welt, Gott und Krieg, Gott und Ich. Kein theologisches Lehrbuch gab mir Antwort, keinen Professor konnte ich um Rat angehen. Aber mehr als je las ich in meiner Bibel, mehr als je tat ich, was so viele Theologen nur offiziell tun, wenn sie es aus einem Buche ablesen können.

Und hinüber schaute ich ins Elsaß, von wo der Kanonendonner kam, wo wir in der Ferne brennende Gehöfte erblickten und die Greuel des Krieges umgehen sahen. Und von ganzem Herzen dankte ich Gott, daß wir verschont blieben von diesem Furchtbaren. Ich fragte nicht nach der Schuld der Parteien; denn die Schuld ist bei allen vorhanden. Aber ich dachte an das Weiterwirken des Grauenhaften. Wo sich so viel Schuld aufhäuft, wo soll da die Menge der Liebe herkommen, die auch nur wieder einen Ausgleich schafft? Ich sah auch auf beiden Seiten die Edelsten gegeneinander wüten, und auf jeder Seite glauben sie, ihr Heiligstes zu verteidigen, und beiden Teilen ist es heiligster Ernst. Wo ist denn nun das Heiligste? Alle Parteien erslehen von Gott den Sieg, alle halten ihr Vaterland für das beste. Und auch wir das unsrige. So war es von jeher. Aber wo bleibt da der Gott der Liebe?

Ihr Gott, verehrter Herr Professor, ist nicht nur ein Gott der Liebe, sondern, wie mir scheint, in erster Linie, ein Gott des

Staates, der staatlichen Ordnung und Unordnung, der Liebe und des Hasses, des Friedens und des Krieges; alles kommt von ihm: Gutes und Böses, Edles und Verbrecherisches, Heil und Sünde, Leben und Tod. Ueber Gottesbegriffe läßt sich nicht streiten; es kommt darauf an, welche Macht Gott in uns hat. Es ist eben verschieden unter den Theologen: der eine sucht Gott in der Dunkelheit, der andere im Licht, der dritte in Licht und Finsternis. Die Bibel gibt auch zu allen drei Auffassungen Anlaß. Ich möchte mich nicht unterstehen, hier mit Worten in die Unergründlichkeit Gottes hinein zu leuchten. Meine Ehrfurcht vor Gott hindert mich daran. Aber wenn ich flehe: „Meine Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. Wann werde ich hingelangen und Gottes Angesicht schauen?“, so kann ich dies nicht im Gedanken an eine theologische Gotteskonstruktion tun, eines Gottes, von dem aller Sinn wie aller Unsinn kommt, sondern nur von dem lebendigen Gott der Liebe. Und nur diesen Gott kann ich von ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit allen meinen Kräften lieben.

Nichts überwindet die Welt, als die Liebe. Und wie es einen Determinismus gibt auf dem Gebiet des Bösen:

„Das ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

so gibt es auch in der Liebe einen Determinismus: die Wellenringe der Liebe. Ich meine damit nicht eine kosmische oder kosmopolitische Liebe, sondern die ganz gewöhnliche Nächstenliebe. Diese Liebe hört nicht auf jenseits der Grenzpfähle; ebensowenig aber stürzt sie sich zuerst auf Botokuden und Hottentotten, bevor sie stark geworden ist im Verkehr mit unserer Umgebung. Mit dieser Liebe möchten wir auch unser irdisches Vaterland umfassen. Liebe, die sich nicht am Nächsten bewährt, die in jene Weiten schweift, wo es schwer ist, ihre Wirkung zu kontrollieren, ist leere Schwärmerei. „Vom Nahen zum Fernen“ ist der erste pädagogische Grundsatz. Und weil wir so fest an den Determinismus der Liebe wie des Hasses glauben, weil wir den Glauben haben, daß alle Schuld sich auf Erden rächt, auch die Schuld, die wir auf Befehl des Staates auf uns nehmen müssen, und weil wir den Glauben haben, daß jede Tat der Liebe, auch die, die wir gegen das reale Interesse des Staates begehen, doch als Liebe wirkt, und Besseres wirkt, als die Schuld, die wir auf uns nehmen, um den Staat zu schützen, darum sind wir religiöse Antimilitaristen.

Angesichts der Wirklichkeit ist freilich dieser Glaube eine Torheit. Die christliche Torheit! Es ist ungeheuer schwer, diesen Glauben festzuhalten. Umso schwerer, je mehr man mit allen Fasern seines Wesens sich mit dem irdischen Vaterlande verbunden fühlt. Verehrtester Herr Professor! Ich gestehe Ihnen offen meine Schwäche in diesem Punkte ein: mein Glaube ist noch nicht stark genug, um mich abzuhalten, meiner Dienstpflicht zu genügen. Vielleicht

werden Sie mir dies einfach als Feigheit auslegen. Sie übersehen dann aber, daß der Glaube keine Theorie ist. Für mich ist Glaube nicht bloß die Ueberzeugung, daß Gott lebt und daß er die Liebe ist, die die Welt überwindet. Glaube ist für mich das Hineingewachsensein, das Wurzelgefäßhaben in der göttlichen Liebe, in der göttlichen Torheit, im höhern Vaterland. Ich aber gestehe, daß ich noch ein Anfänger im Glauben bin. Mir hängt immer noch um mein Vaterland; ich kann es immer noch nicht fassen, daß mein Vaterland, auch wenn es zertrümmert werden sollte, oder dann am Ende erst recht, im Heilsplan des Gottes der Liebe eine Rolle spielen solle. Ich jage ihm aber nach, auf daß ich es völlig ergreifen möge. Aber noch weniger begreife ich, daß wir dem Gott, der gesagt hat „Du sollst nicht töten“ mit dem Gewehr zu Hilfe kommen sollen.

Sie freilich, verehrtester Herr Professor, begreifen dies durchaus. Sie sind im Zweifel darüber, wer größern Anteil an der Erhaltung unseres Vaterlandes hat, ob Gott oder unsere Waffen. Nächst unseres Gottes Güte sind es unsere Bajonette, oder nächst unsern Bajonetten ist es Gottes Güte, die uns bewahrt hat. Wer hat nun den Vorrang? Auf jeden Fall schaffen Sie damit eine Koordination der Waffen und Gottes. Ich frage Sie aber: Woher wissen Sie, daß Gott unsere Bajonette nötig hat? Warum reicht die Güte Ihres Gottes nur eine kleine Strecke weit und bedarf dann unserer Waffen? Und Belgien? War es dort die Güte Gottes oder sein Zorn oder waren es die mangelhaften Gewehre der Belgier oder die 42 cm-Kanonen der Deutschen, die zur Zertrümmerung Belgiens führten? Und Serbien? Wie ist dort das Verhältnis der Güte Gottes zu der Uebermacht der Deutschen und Bulgaren und zu der Bewaffnung des tapfern Serbenvolkes? Mir will scheinen, Ihr Gott sei ein Gott der Uebermacht, der bessern Waffen, des gewaltätigeren Sinnes. Gewiß benutzt uns Gott als seine Werkzeuge, zur Ausführung seines Heilsplanes. Und wir sollen ihm dienen, ohne zu fragen oder gar mit Gott zu hadern. Aber mir will es nicht in den Kopf, daß der Gott, der die Liebe ist, der das Töten verbietet, der uns in der Offenbarung durch seinen Sohn die frohe Botschaft des „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen“ gebracht hat, daß dieser Gott unserer Mordwaffen und unseres tierischen Sinnes bedürfe, um sein Werk zu vollenden. Dies wäre kein Gott der Liebe, sondern ein Kriegsgott, ein Gott des Hasses, ein Gott, den ich nicht Gott nennen würde, sondern Mars.

Wer sich in Not fühlt — und das tun Deutsche, Oesterreicher, Franzosen, Engländer und Russen — der greift nach Gott. In aller Ehrlichkeit, und alle mit dem gleichen Recht. Ich bewundere alle die Helden; ja, ich verehere sie. Denn es gibt nichts Höheres,

als sich opfern für ein Ideal. Und wenn ihr Vaterland das Höchste war, das sie kannten, wohl an, dann haben sie einen guten Kampf gekämpft. Auch jeder Schweizer, dem sein Vaterland das Höchste ist, was er kennt, und der nicht anders glauben kann, als dem Vaterland sei am besten mit der Gewalt geholfen, muß freudig seine Dienstpflicht erfüllen. Wessen Glaube aber so stark geworden ist, daß er auch in der Zertrümmerung seines Vaterlandes göttliches Heil erblickt, wer zum Vater der Liebe übermenschliches Vertrauen hat, wer im höhern Vaterland derart Heimatrecht sich erworben hat, daß er im irdischen Vaterland nur noch das Vergängliche sieht, der handelt wider sein Gewissen, wenn er auch an den Gewalttaten des Staates teilnimmt oder sich übt, um des Todschlags fähig zu werden. Den aber, der weiß, daß man dem Gott der Liebe nicht mit dem Gewehr zu Hilfe zu eilen braucht, der aber noch ein Unmündiger im Glauben ist, also daß ihm der Fortbestand seines Vaterlandes am Herzen liegt, den soll man nicht schmähen, wenn er niedersfällt vor Gott und in aller Demut bittet „Herr, ich bin noch so schwach und so wenig fest in Deinem Geist, ich bin noch ein Fremdling und Gast, aber noch nicht Hausgenosse in Deinem Reich; mein Vaterland ist in Gefahr, ich weiß ihm nicht anders zu helfen, als mit Pulver und Blei; Herr, vergieb mir um meiner Schwachheit willen.“

Sie sagen selbst, so lange „einfache Christen“ ihre Bibel lesen werden, werde es auch evangelische Antimilitaristen geben. Damit stellen Sie die These auf, wer das Evangelium ohne theologische Erklärung lese, könne ein Antimilitarist werden. Also ist die Bibel nicht mehr das Buch, das uns Christum am reinsten und klarsten verkündet, sondern der theologische Kommentar hiezu? Ist das nun die Frucht der theologischen Entwicklung seit Luther, daß wir zum Lesen der Bibel noch einen Kommentar nötig haben, um zu erfahren, wie es gemeint sei? Ja gewiß, der theologisch ungebildete Bibelleser kann nichts anderes aus dem Neuen Testament herauslesen, als daß unser Herr gegen alle Gewalt, also auch gegen den Krieg ist. Damit liest er, nach Ihrer Ueberzeugung, die Bibel einseitig. Muß er nun, um zum vollen und richtigen Verständnis des Evangeliums zu kommen, zum Theologen laufen und ihn fragen: „Gestatten Sie, verehrter Herr! wie meinen Sie, daß Jesus das gemeint hat?“ Und zu welchem Theologen muß er dann laufen, um sicher die Wahrheit erfahren zu können? Kommen wir damit nicht wieder in das Fahrwasser der Hillel und Schammai? Ich bin nicht so borniert, zu meinen, nur der einfache, ungeschulte Bibelleser könne die Worte Christi richtig verstehen und der Theologe müsse sie immer mißverstehen. Aber Jesus und Paulus haben mehr wie einmal ausgesprochen, daß der bloße Verstand das größte Hindernis sei, die Botschaft vom Reiche Gottes in die Seele aufzunehmen. Sie selbst, Herr Professor, scheiden so scharf

zwischen Theologie und Frömmigkeit. Braucht es nun zum Verständnis des Neuen Testaments mehr Theologie oder mehr Frömmigkeit, mehr scharfen Verstand oder mehr reine Seele? Die Theologie hat eine hohe Aufgabe, die ich um keinen Preis gering achten möchte. Aber wenn sie dem Gottfucher helfen will, Gott näher zu kommen und dem Christusfucher, tiefer in den Geist Christi einzudringen, so begeht sie eine Kompetenzüberschreitung. Die Theologie kann uns die Mittel zu diesem Beginnen nicht liefern, weil sie aus dem Gebiete des Intellektes stammt und von der Herzenseinfalt, die allein zum Eindringen ins Evangelium helfen kann, nicht zuviel besitzen darf, da sie sonst nicht mehr Theologie wäre, nicht mehr Daseinsberechtigung an unseren Universitäten hätte.

Verehrtester Herr Professor! Sie dozieren so unvergleichlich Ihre Kirchengeschichte. Da müssen Sie doch selbst gefunden haben, daß die Theologen, die im Dienste des Staates standen, auch gewöhnlich die Bibel so „erklärt“ haben, daß es für den Staat paßte. Das Staatschristentum war doch von jeher die schlimmste und verwässertste Form des evangelischen Christentums. Und die Sekten haben von jeher mehr ernst gemacht mit der Verwirklichung des Evangeliums, als die Staatschriften. Darum ist jede Auslegung des Evangeliums, die von Staatstheologen kommt, mit Vorsicht zu genießen. Die Kirchengeschichte zeigt doch auf jeder Seite, daß die Staatstheologie nichts anderes war, als die Anpassung der Lehre Jesu an die Trägheit der Menschen, an das Machtprinzip des Staates und an das Verstandesmenschtum der Theologen.

Sie haben dem ganzen gewaltigen „Ich aber sage Euch“ das eine Wort „Gebt dem Kaiser . . .“ entgegengestellt. Nun wäre es ja leicht, diesem einen Zitat, das Sie aus dem Evangelium für den Krieg beanspruchen, eine Menge anderer gegen den Krieg entgegenzustellen. Es hat aber einmal ein Professor der Theologie von einem neuerschienenen Buche gesagt, es beweise wieder einmal wie man mit einer Zusammenstellung von Zitaten die Ansichten eines Mannes fälschen könne. Und ganz abgesehen hievon: was hülfte es? Sie würden die Zitate wieder erklären und der einfache Mann würde sie nehmen, wie sie sind.

Gewiß, das reine Evangelium ist etwas, das man in seiner Lauterkeit nicht brauchen kann im Staatsleben. Ich glaube auch, daß, wenn wir unsere Grenzen nicht stark bewachen würden, die Schweiz heute ebenfalls Kriegsschauplatz wäre. Das ist aber kein Grund, das Evangelium so zu erklären und zurechtzustutzen, daß es nun in unsere Politik hinein paßt. Das Evangelium ist eine Torheit; es wird nur brauchbar für die Welt, wenn es verfälscht münzt wird, wenn es für die Gegenwart erklärt wird.

Es kommt mir eigentlich sehr seltsam vor, daß ich, ein Student, Ihnen, dem erfahrenen Theologen, so etwas erkläre. Ich bitte Sie auch herzlichst, es nicht als Arroganz aufzufassen. Das

liegt mir fern. Aber was ich ausspreche, ist doch nur eine Erfahrung, die sich durch die ganze Kirchengeschichte hindurch zeigt: daß die Theologen immer in der größten Versuchung waren, das reine Evangelium zu vergewaltigen, einfach deshalb, weil es dem Klugen ein Vergerniß und dem Verständigen eine Torheit ist.

Das Reich Gottes wird nun kaum gefördert dadurch, daß man die große christliche Torheit in Klugheit verwandelt und sie salonfähig macht für das Theater der Welt. Ich glaube, wir müssen die unerhört hohen Forderungen des Evangeliums in ihrer vollen Reinheit und — vom bloß menschlichen Standpunkt aus — Unerfüllbarkeit unangetastet lassen. Aber durch unsern Verkehr mit Gott und in unserm Verkehr mit den Menschen immer tiefer hineinwachsen in das Geheimnis der göttlichen Torheit. Wie der Einzelne seinen Besitz an evangelischer Wahrheit in seinem Verhältnis zu Staat und Mitmenschen umsetzt, hängt nicht ab von seinem Willen oder seiner Ueberzeugung, sondern von dem Grad des Hineingewachsenseins in die göttliche Torheit.

Wenn nun einer, wie Baudraz, so in den Banden des unverfälschten Christentums liegt, daß er sich weigern muß, dem Vaterland mit der Waffe zu dienen, so ist das eben ein Zeichen, daß Gott mehr Macht über ihn gewonnen hat, als alle irdischen Verhältnisse. Es gibt hier ein Müßigen, das allen Verstand übersteigt. Wohl können Sie ihm vorwerfen, er habe seine Seele aus der Gemeinschaft des irdischen Verbandes herausgerettet; er sei ein Streifbrecher am Vaterland. Wichtiger ist, daß er Gott und seinem Gewissen gegenüber kein Streifbrecher ist.

Ihre ganze Theorie, wie der Mensch sich zum Vaterland stellen müsse und welche Rolle das Vaterland in der Hand Gottes spiele, ist, das werden Sie offen zugeben, eine Konstruktion, Ihre Meinung, Ihr Glaube, und darf nicht Anspruch auf Alleinberechtigung erheben. Wir lassen Ihnen Ihren Glauben; lassen Sie uns auch den unsern. Wenn Sie Ihnen, vom Standpunkt des Staatsbürgers aus wohlbegründeten, vom Standpunkt des reinen Evangeliums aus aber sehr anfechtbaren Glauben als den alleinseligmachenden hinstellen, verfallen Sie einer Orthodorie und einem Dogmatismus, der schlimmer ist, als irgend je einer. Denn hier handelt es sich nicht um Dogmatisierung eines Wortes, sondern um die Dogmatisierung eines für die Gegenwart zurechtgestutzten, auf das Niveau eines gutbürgerlichen Staatschristentums hinuntergedrückten Evangeliums. Sie dürfen nicht leugnen, daß es auch eine berechtigte Auffassung des Willens Gottes und des Sichstellens unter seinen Willen gibt, neben der, die ihre erste Pflicht in der getreuen Pflichterfüllung gegenüber Kaiser und Reich erblickt.

Wir verlangen gar nicht, daß Sie unsern Standpunkt teilen; wir wollen nur, daß Sie uns nicht mehr im Namen des Herrn und des Staates als minderwertige Christen hinstellen und uns

um unseres Glaubens willen schmähen und verfolgen. Sonst müssen wir bald wirklich zum Glauben kommen, unser Glaube sei besser, als der Ihre. Denn seit Menschengedenken wurde das Beste stets am heftigsten verfolgt.

Es schmerzt uns junge Theologen in tiefster Seele, daß Sie, einer unserer Führer, uns Suchenden auf die Weise helfen wollen, daß Sie die Probleme, die uns fast zur Verzweiflung bringen, so leicht hin abtun und jede andere Meinung mit höhnischer Gebärde verdammen.

Wir verstehen so gut, daß jeder Schweizer, der sein Heimatland von ganzer Seele liebt, auch sein Leben für es wagen möchte. Und auch ich — es sei nochmals gesagt — liebe es, wie nur einer. Und wenn Sie dabeigewesen wären, als ich meinen Schulkindern die Morgartensefstrede hielt, da hätten auch Sie Ihre helle Freude daran gehabt. — Aber wir wollen auch den verstehen, der, getrieben von seinem Gewissen, umgarnt von der großen Torheit, den Waffendienst verweigert. Ich sehne mich von ganzer Seele, auch gefangen zu werden von den Banden des Evangeliums. Solange ich noch in den einfachsten Verrichtungen des täglichen Lebens um meiner Schwachheit willen Verrat übe an Christus, so lange fühle ich mich noch unreif für den großen „Verrat“ am irdischen Vaterland. Handle ein jeder nach seinem Glauben, und trage ein jeder geduldig die Folgen seines Handelns. Und wenn ihrer immer mehr werden, die in Gott mehr daheim sind, als in der Welt, wenn ihrer immer mehr werden, die in geschmähter Einsamkeit sich nicht verwirren lassen von dem Geschrei und Taumel der Menge und sich auch nichts daraus machen, von christlichen Theologen darum verfolgt zu werden, weil sie in Einfalt und mit einem Christentum, das nicht vertheologisiert ist, ihren Weg gehen, so wird auch das Gottesreich nicht mehr in fernster Ferne stehen.

Warum soll es dem Einzelnen verwehrt sein, das zu vollbringen, was Sie den zukünftigen Generationen überlassen wollen? War denn die Welt einst für Christus reif? Wartete Christus, bis die Völker reif waren? Warum wollen Sie uns hindern, Narren in Christo zu sein?

Herr Professor! Sie werfen uns vor, wir täten im Militärdienst unsere Pflicht nicht. Wir haben sie getan und werden sie weiter tun, weil der Christ überall, wo er hinsteht, seine Pflicht tut, allein um seiner Seele willen. Und wenn wir auch noch nicht so weit sind, ganz in der christlichen Torheit aufzugehen, weil uns bangt um unser liebes Vaterland, so üben wir uns doch in der treuesten, gewissenhaftesten Pflichterfüllung, damit unsere Kameraden sehen, daß unser Glaube eine Kraft ist und keine Theologie.

Aber was haben Sie getan in Ihrer geheizten Studierstube, als wir an der Grenze standen und froren? Sie haben uns

ohne jeden Grund vorgeworfen, wir täten unsern Dienst nicht recht. Und was haben Sie getan denen gegenüber, die um Christi willen ins Gefängnis gingen?

Wir müssen alle in dieser schweren Zeit Opfer bringen: Umfassen Sie Militaristen und Antimilitaristen mit der gleichen christlichen Liebe. Mit Ihrem Haß und Ihren Schmähungen bewirken Sie das Gegenteil von dem, was Sie wollen. So wie Sie uns befehlen, im Militärdienst treue Jünger Jesu zu sein, so bitten wir Sie in aller Aufrichtigkeit, auch an uns religiösen Antimilitaristen wie ein Jünger Jesu zu handeln.

Ihr ergebener

Füsilier Jakob Weidenmann.

Basel, im Dezember 1915.

III.

Nationalstaat und Christentum.

Eine Antwort an Herrn Prof. D. Paul Wernle.

Da Herr Prof. Wernle in seiner Schrift „Antimilitarismus und Evangelium“ den Beweis zu leisten glaubt, Staatsreligion und Christentum seien stets eins, sehe ich mich gezwungen, in Kürze einige Widersprüche zwischen letztgenannten Mächten klarzulegen. Möge der Verfasser es mir verzeihen, wenn ich ihn mit seinen eignen Waffen zu schlagen suche. Im ersten Abschnitte seiner Broschüre behandelt Herr Prof. Wernle den Antimilitarismus aus Mangel an Gemeinschaftsinn, das heißt aus Egoismus, im zweiten und dritten den aus Ueberspannung des Gemeinschaftsfinnes, der Sozialdemokratie und der sogenannten Reich-Gottes-Menschen. Während die beiden erstgenannten Strömungen nebenbei auch auf persönlichen Vorteil ausgehen (man denke an die Sozialdemokratie, die vieles mit Recht anstrebt), kämpft die dritte Richtung einzig um christliche Ideale, ohne auf Vorteil und Dank zu rechnen. Verfasser dieser Zeilen bekennt sich zu letzterer und wird sich hier nur mit der Berechtigung dieser Bewegung befassen.

Herr Prof. Wernle kennzeichnet ihre Ziele (Seite 31 der Broschüre) trefflich mit dem Hinweis auf einen Gott der Liebe und der Erwartung seines Reiches als eines Bruderreiches aller Menschen unter uns. Daß Sie sich mit unserer Sache so streng auseinandersetzen, verehrter Herr Prof. Wernle, dafür gebührt Ihnen unsre Hochachtung und unser Dank. Wer im Irrtum befangen ist, Sie oder wir, wird die Zeit lehren!

Sie schreiben: „Wer in der Bibel zu Hause ist und Jesus einigermaßen kennt, weiß, welchem Herrn er vor allem zu dienen hat auf Erden.“ Wohl, so heißt das Glaubensbekenntnis jedes wahrhaften Christen und kann nur so lauten. Wie, wenn also auf Erden noch

eine Macht bestünde, die sich diesem Glaubenssatz widersetzt, sollen wir vorläufig doch noch dieser Schranke auf dem Wege zu Christus huldigen oder sollen wir daran arbeiten, daß unsre Kinder und Kindes-
kinder den Pfad zum Heile frei vorfinden? Ich glaube, das Ideal liegt klar und heißt: wenn du deine Nachkommen wahrhaft liebst, wirfst du ihnen alle Steine vom Wege wälzen, selbst wenn es dich große Mühe kosten sollte.

Nun behaupte ich, solch eine Macht und Schranke existiert in der heutigen nationalen Staatsform, von der Sie, aus Dankbarkeit, beweisen möchten, daß kein Widerspruch zwischen ihr und unsern Glaubenssätzen vorliege. Nun zu Ihren Beweisen! Ihr erstes Beispiel heißt: Es kamen einstmal's Soldaten zu Johannes dem Täufer und frugen ihn: „Was sollen wir tun, damit wir selig werden?“ worauf er erwiderte: „Tut niemanden Gewalt noch Unrecht und laßt euch genügen an eurem Sold.“ Sie folgern hieraus, Johannes habe den Soldatenberuf nicht verboten, was nach dem Worte „Laßt euch genügen an eurem Sold“ zweifellos stimmt. Dazu kommt aber die Mahnung: „Tut niemanden Gewalt noch Unrecht“ und dies läuft doch auf ein Verbot gewisser Handlungen des Soldatenstandes hinaus. Tötet ein Mensch einen andern, so ist das unbestreitbar ein gewaltsamer Eingriff in das Lebensrecht des davon Betroffenen. Knallt ein Student seinen Professor als Angehörigen einer fremden Nation nieder, ist das Recht oder Unrecht, ist das der Dank, den ein Schüler seinem Lehrer schuldet? Johannes ist aber bloß ein Vorläufer Christi, des Gottessohnes, von dem er sagt, er sei nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen. Seine Mission heißt: Christus den Weg ebnen, und dieser schreitet mit den Geboten „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, oder, Liebet eure Feinde“, weit über die Forderungen Johannes des Täufers hinaus. Weil man aber keinen Mitmenschen aus Liebe totschlagen kann, weigerten sich eben die ersten Christen, Kriegsdienste für römische Cäsaren zu leisten.

Zweites Beispiel. Da läßt ein Hauptmann Jesus bitten, er möge kommen, seinen Knecht zu heilen, wehrt aber ab, wie jener sein Haus betreten will mit den Worten „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst, sondern sprich ein Wort, so wird mein Knabe gesund.“ Und Christus heilt ihn aus der Ferne. Hierzu bemerkt Herr Prof. Wernle, Christus habe dem Hauptmann geholfen, weil er Zutrauen zu der Kraft eines einfachen Befehlswortes hatte, sowie er in seinem Kommando die Kraft dieses einfachen Befehls aus Erfahrung kannte. Hier steckt meiner Ansicht nach ein Irrtum. Jesus half dem Hauptmann gerade deshalb, weil sein Glaube sich nicht allein auf irdische Handlungen erstreckte, sondern darüber hinaus, in das Gebiet des dem gewöhnlichen Menschenverstand Unfaßbaren, Unbegreiflichen, zu dem eine Wunderheilung gehört. Man vergleiche hiemit die Erzählung vom Fischzuge des Petrus, wo Christus ebenfalls hilft, nachdem er die verzagten Fischer ermahnt, seinen Worten

zu glauben, entgegen ihren irdischen Erfahrungen. Ohne den Glauben an etwas Unbegreifliches wären sie nicht nochmals fischen gegangen. Weiter sagt ja Christus deutlich: „Selig, die nicht sehen, und doch glauben.“ Drittes Beispiel. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“ Das stellt uns vor die Frage: „Was kann der Kaiser, oder der Staat, von uns verlangen?“ Sie schreiben weiter: „Man kann nicht Gott und dem Mammon dienen und noch viel weniger kann einer für Satans Reich arbeiten und zugleich fürs Gottesreich.“ Da gilt Entweder-Oder! Das heißt klar, wir haben die Pflicht, fürs Gottesreich zu arbeiten. Hier scheiden sich unsre Wege! Sie erklären, „Staatsdienst und Gottesdienst seien keine einander ausschließenden Gegensätze.“ Ich behaupte, „Staatsreligion und Christentum“ widersprechen sich. Der „Nationalstaat“ verlangt mehr von uns, als ihm gebührt, er sucht sich zu verteidigen, dadurch, daß er Christi Gebote mit den Füßen tritt.

Der Staat hat erstens das Recht, Dankbarkeit für das durch ihn erlangte Wissen zu verlangen und diese erfüllen wir, indem wir zum Staats- und Menschenwohle damit arbeiten und dasselbe zu mehren trachten.

Zweitens gebührt ihm Dankbarkeit für unsre materielle Sicherstellung und diese erzeugen wir ihm dadurch, daß wir einen Teil unseres Erwerbes opfern, um seinen Bestand zu sichern. Auf daß dies möglich sei, durch unsre Steuern, arbeiten wir am Volke, daß es zur Genügsamkeit und Einfachheit zurückkehre, damit dem Staate der Streit um materielle Vorteile mit andern Gemeinwesen erspart bleibe. Essen, Trinken und ein Dach über unserm Haupte, das soll uns in materieller Hinsicht genügen.

Drittens schulden wir dem Staate Dank für die Regelung unseres irdischen Zusammenlebens, nach göttlichem Gesetz. Hieraus resultiert unsere Pflicht, nach bester Kraft diesen Gesetzen nachzuleben, zugleich aber auch die Pflicht, dem Staate, unserm Richter, Uebertretungen oder gar Annullierung christlicher Gebote nicht zu gestatten.

„Du sollst nicht töten“, spricht der Herr, der Staat aber glaubt, dieses Gebot im Kampfe um irdische Dinge umstoßen zu können und befiehlt den Bürgern, Gottes Gesetz feinewegen zu übertreten.

„Du sollst nicht stehlen“, spricht der Herr. Wenn meine Besserstellung es verlangt, erwidert der Staat, habe ich das Recht, einem Nachbarstaate Land zu stehlen und die Bürger zur Mithilfe zu zwingen.

Hier haben wir also krasse Gegensätze zwischen Staat und Gottesordnung. Was soll nun geschehen? Droht z. B. ein Haus einzustürzen und hiebei Menschen zu schädigen, so verlangt der Staat, daß es zum Gemeinwohle ausgebessert werde; wenn also ein Staatswesen nicht nur wenige Menschen zu schädigen droht, sondern Tausende, überhaupt die Menschheitsinteressen, muß es logischerweise ebenso repariert werden,

denn wir wissen, wem wir auf Erden mehr zu gehorchen haben, Staat oder Christus, wenn wir den Titel Christ beanspruchen.

Um aber den wahren Weg zur Vervollkommnung unserer heutigen Staaten zu erkennen, ist es unbedingt notwendig, daß wir unsern rein nationalen Standpunkt verlassen, als einen Standpunkt, der wohl am besten unsern egoistischen Sonderinteressen dient, aber nur einem Bruchteil der Menschen. Gleichergestalt wie Jesus den Nationalismus zerbrach, in der Wahl zwischen seinem Volke und Gott (Prof. Wernles Worte), zerbrechen wir den Nationalstaat in der Wahl zwischen Staatsrecht und Gottesgesetz. Und wie aus jenem Prozeß die neue Weltreligion des Christentums entstand (wieder Prof. Wernles Worte), wird aus den Trümmern der nationalen Schranken das Gottesreich wachsen. Deshalb können wir nie „vorläufig“ handeln. Jesus spricht: „Eure Rede sei ja oder nein, was darüber ist, das ist von Uebel“; das sei unsre Lösung!

Otto Studer.

Rundschau.

Der Sekretär des **Weltkongresses für freies Christentum**, Herr Dr. Charles W. Wendte, sendet an die Freunde und Mitglieder des Kongresses folgende Botschaft:

„Der gegenwärtige weltweite Krieg hat bis auf weiteres der Tätigkeit unseres Kongresses ein Ende gemacht, nachdem sich darin während der letzten fünfzehn Jahre Vertreter von über dreißig Völkern und hundert verschiedenen religiösen Gemeinschaften zur Förderung ihrer gemeinsamen Ziele und Aufgaben zusammengefunden hatten. Religiöse Lehrer und Arbeiter, die noch gestern freundschaftlich zusammen verhandelten und kämpften, um in der ganzen Welt religiöse Freiheit und religiösen Fortschritt auf Grund gegenseitigen Vertrauens und Wohlwollens zu mehren, sind heute von einander getrennt und stehen einander voll Mißtrauen und öfters sogar in heftigem Streit gegenüber.

Unter solchen Umständen liegt auf der Hand, daß die Tagung des Kongresses, die auf den Sommer 1916 geplant war, auf eine günstigere Zeit verschoben und vielleicht auf neutralem Boden stattfinden muß. Nicht Wenigen erscheint der Fortbestand unserer Vereinigung zweifelhaft.

Aber schon mehren sich die Zeichen, daß in Wirklichkeit das Ende des Krieges eine Rehabilitation unseres Kongresses herbeiführen und ihm eine neue und höhere Bedeutung verleihen wird.